



Erlebens- und Verarbeitungsweisen von Kindern im Kontext häuslicher Gewalt

Ute Ziegenhain

Lerneinheit: Folgen häuslicher Gewalt

haeuslichegewalt.elearning-gewaltschutz.de

Inhalt

1. Entwicklungsrisiken für Kinder und Jugendliche	2
2. Bandbreite elterlicher Beziehungs- und Erziehungskompetenzen bei häuslicher Gewalt	2
3. Entwicklungspsychobiologische Grundlagen	4
4. Klinische Implikationen: Angst und Parentifizierung	5
5. Fazit	11
6. Literaturverzeichnis.....	12

Zeuge von Partnerschaftsgewalt und gegebenenfalls auch selber Opfer von Gewalt zu sein, ist für Kinder eine psychisch stark belastende Situation und in der Regel mit Gefühlen von (starker) Angst, emotionaler Überforderung oder Ohnmacht verbunden. Für Kinder ist es emotional und psychisch schwer zu bewältigen, wenn diejenigen Menschen, die sie vor Gefahren schützen und ihnen emotionale Sicherheit gewähren sollen, gleichzeitig diejenigen sind, die sie bedrohen bzw. die sie in massiv bedrohlichen Situationen nicht schützen können.

1. Entwicklungsrisiken für Kinder und Jugendliche

Kinder und Jugendliche, die häusliche Gewalt erleben, sind vermehrt von Entwicklungsrisiken betroffen. Dazu gehören Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsbeeinträchtigungen wie etwa Probleme in der Verhaltens- oder der Emotionsregulation (Unruhe, Aggressivität und / oder Niedergeschlagenheit, Ängstlichkeit) sowie Traumafolgestörungen. Hinzu kommen Risiken im kognitiven Bereich (z. B. eingeschränkte Lern- und Konzentrationsfähigkeit, mangelnder Schulerfolg). Dabei entwickeln nicht alle Kinder, die häuslicher Gewalt ausgesetzt sind, Probleme oder Auffälligkeiten. Aber immerhin 30 - 40 % der Kinder entwickeln klinisch relevante Symptome sogenannter externer und / oder internalisierender Auffälligkeiten. Eine substantielle Anzahl von Kindern zeigte zudem ein oder mehrere Anzeichen posttraumatischer Belastungsreaktionen (Kindler, 2013). Insbesondere kleine Kinder sind besonders vulnerabel, wenn sie häuslicher Gewalt ausgesetzt sind. Gemäß einiger neuerer Studien zeigten sich zudem Auffälligkeiten, wie aggressives Verhalten bei Kindern, die häufig und in jungem Alter häuslicher Gewalt ausgesetzt waren, erst im Grundschulalter (sogenannter „Sleeper“-Effekt; Holmes, 2013; s. a. Text *Kinder und Jugendliche im Kontext häuslicher Gewalt – Risiken und Folgen*).

2. Bandbreite elterlicher Beziehungs- und Erziehungskompetenzen bei häuslicher Gewalt

Gemäß den vorliegenden Studien besteht im Kontext häuslicher Gewalt eine Bandbreite, innerhalb derer sich die Erziehungs- und Beziehungskompetenzen von Eltern unterscheiden. Danach gelingt es Müttern in vielen Fällen erstaunlich gut hinreichend und nachhaltig fürsorglich gegenüber ihren Kindern zu sein (Kindler, 2013). Andererseits sind viele Mütter wegen ihrer eigenen hohen Belastung häufig nicht in der Lage die Bedürfnisse ihres Kindes hinreichend wahrzunehmen und adäquat darauf zu reagieren. Sie sind in unterschiedlichem Ausmaß in ihren Beziehungs- und Erziehungskompetenzen eingeschränkt (Levendosky, Huth-

Bocks, Shapiro & Semel, 2003; Mullender et al., 2002). Aus verschiedenen Studien lässt sich ableiten, dass Mütter bei häuslicher Gewalt emotional stark belastet und erschöpft waren und im Umgang mit ihren Kindern emotional wenig zugänglich oder harsch bzw. aggressiv sein können (Holden, 2003; Holt, Buckley & Whelan, 2008; Levendosky, Huth-Bocks, Shapiro & Semel, 2003). Zudem zeigten Mütter Schwierigkeiten, Grenzen zu setzen (Holt, Buckley & Whelan, 2008; Ulman, 2003; s. a. Text Kinder und Jugendliche im Kontext häuslicher Gewalt – Risiken und Folgen).

Unabhängig davon, welche unterschiedliche Erziehungs- und Beziehungskompetenzen Mütter auch im Kontext von häuslicher Gewalt zeigten, bleibt unbenommen, dass Kinder bei Partnerschaftsgewalt hoch belastet sind, ob sie nun Zeuge oder auch selber Opfer von Gewalt sind (Kindler, 2013). Bei Partnerschaftsgewalt sind Kinder involviert. Die Übergänge zwischen Zeuge-Sein und Opfer-Sein sind fließend. Es ist ein nicht selten geäußertes Trugschluss, auch unter Fachkräften, dass Kinder und besonders kleine Kinder Gewalt zwischen Partnern nicht mitbekämen. Wenn, wie meist, der Vater gewalttätig ist, ist die Gewaltausübung unterschiedlich intensiv. Sie erstreckt sich, in unterschiedlicher Ausprägung, von emotional misshandelndem Verhalten, wie Herabsetzen, Demütigen, Einschüchtern oder Terrorisieren bis hin zu körperlicher Misshandlung. Schlimmstenfalls können Mütter ihr Kind aufgrund ihrer eigenen Hilflosigkeit nicht vor der emotionalen und / oder körperlichen Misshandlung des Vaters schützen. In kritischen Fällen geht es dann letztlich um – nicht gewollte – Vernachlässigung. Neben den hinlänglich bekannten Kriterien vernachlässigenden Verhaltens, nämlich die fehlender bzw. unzureichender Erfüllung von emotionalen, medizinischen oder bildungsbezogenen Bedürfnissen, wird auch als Vernachlässigung definiert, wenn Eltern die Sicherheit ihres Kindes nicht gewährleisten (können). Neben unzureichender Beaufsichtigung trifft dies dann zu, wenn Eltern ihr Kind nicht aus einer gewalttätigen Umgebung herausnehmen (s. a. Leeb et al., 2008, S. 11-16).

Wenn Eltern wie im beschriebenen Sinne Gewalt gegenüber ihren Kindern ausüben bzw. sie nicht davor schützen können, lässt sich in den meisten Fällen von tiefgreifenden, meist auch generationsübergreifenden bzw. biographischen Belastungen der Eltern ausgehen (sogenannte Risikomechanismen). Dabei handelt es sich um chronische Schwierigkeiten von Eltern, ihren Alltag zu bewältigen, um mangelnde Impulskontrolle, um tiefgreifende Gefühl von Hoffnungslosigkeit, gegebenenfalls auch in der Vergangenheit massive Probleme ihr Kind bzw. ein Geschwisterkind zu versorgen sowie insgesamt um mangelnde Bewältigungsstrategien und mangelnde Problemlösestrategien (Adshead, Falkov & Goepfert, 2004; Ziegenhain, 2014). Mittlerweile gibt es eine wachsende Anzahl von Befunden, die belegen, dass frühe und chronische Erfahrungen von überwältigender Hilflosigkeit gegenüber einem feindseligen oder misshandelnden Elternteil gehäuft im Zusammenhang mit dysfunktionalem Umgang mit dem eigenen Kind stehen. Tatsächlich waren Eltern mit Gewalt- bzw. traumatischen

Beziehungsvorerfahrungen im Umgang mit ihrem eigenen Kind massiv „dysfunktional“. Insbesondere sind dies Eltern, die ihr Kind in belastenden Situationen nicht trösten können, die sich übermäßig harsch, aggressiv oder bestrafend verhalten und vermehrt negativ übergriffig sind (Nachäffen des Kindes oder sich über das Kind lustig machen). Dazu gehören auch sogenannte Rollenkonfusion („Abgeben“ der Elternrolle), emotional ausgeprägt zurückgezogenes Verhalten oder auch Kommunikationen, die ein Kind widersprüchlich erleben muss (z. B. verbal einladen („komm doch zu mir“) und sich gleichzeitig körperlich abwenden). Schließlich gehört dazu sogenanntes dissoziatives oder desorientiertes Verhalten, z. B. dann, wenn Eltern verwirrt wirken, sich zögernd oder furchtsam gegenüber dem Kind verhalten (mit Stimme, Mimik, Körperhaltung oder plötzlichen Bewegungen), oder „Einfrieren“ bzw. sich „wie in Trance“ (trance-like“) bewegen. Die letztgenannten Verhaltensweisen werden klinisch mit traumatischen Vorerfahrungen assoziiert (Metanalyse mit 12 Studien und 851 Mutter-Kind-Dyaden; Madigan et al., 2006).

Solche Zusammenhänge zwischen eigenen kritischen biographischen Erfahrungen und Gewaltausübung gegenüber dem Kind sind nicht „deterministisch“, also kommen zwar gehäuft vor, aber führen nicht in jedem Fall zwangsläufig zu Gewaltausübung. Sie stellen allerdings ein erhöhtes Risiko für sogenannte hochunsichere Bindung bzw. für Bindungsstörungen dar (3.7-Mal häufiger; Madigan et al., 2006). Spätestens hier geht es dann auch darum, eine Kindeswohlgefährdung abzuklären bzw. sich etwa von einer sogenannten „insoweit erfahrenen Fachkraft“ beraten zu lassen (s. a. Text Häusliche Gewalt und der Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung).

3. Entwicklungspsychobiologische Grundlagen

Damit ist eine zentrale Funktion von Eltern angesprochen, die sie für die Entwicklung ihrer Kinder haben. Tatsächlich besteht in den meisten Entwicklungstheorien weitgehend Übereinstimmung darüber, dass die Eltern-Kind-Beziehung einen wesentlichen Einfluss auf eine positive Persönlichkeitsentwicklung bzw. auch auf eine psychopathologisch verlaufende Entwicklung haben kann (DeKlyen & Greenberg, 2016). Gemäß der ethologischen Bindungstheorie ist diese Beziehungsabhängigkeit tief in der Evolution verankert und dient dem körperlichen Schutz (Überleben). Dies gilt in besonderem Maße für Säuglinge und Kleinkinder. Wegen ihrer hohen Verletzlichkeit sind insbesondere sie auf Schutz und Fürsorge angewiesen. Tatsächlich wird ein Mechanismus angenommen, der es im Sinne eines entwicklungspsychobiologischen „Automatismus“ bereits Säuglingen ermöglicht, bei Belastung Nähe und Schutz bei ihren Bindungspersonen zu suchen. Damit verbunden ist eine innere Erregung, die erst im Kontakt mit einer Bindungsperson wieder abklingt. Dies lässt sich

an der Stressreaktivität etwa des neuroendokrinen Systems (HPA-Achse) oder des autonomen Nervensystems (ANS) ablesen (Anstieg Cortisol / Anstieg Herzrate / Absinken parasympathischer Aktivität). Erst im Kontakt mit einer Bindungsperson klingt diese innere Erregung wieder ab (Absinken Cortisol / Absinken Herzrate / Anstieg parasympathischer Aktivität). Kleine Kinder entwickeln in dieser psychobiologischen Bindungsbeziehung zunehmend Kompetenzen, die Intensität ihrer Gefühle und Impulse zu regulieren ("relational emotional regulation system", Guttman-Steinmetz & Crowell, 2006; s. a. Text Neurobiologische Folgen kindlichen Miterlebens häuslicher Gewalt).

Bindung dient also der psychologischen Sicherheit von Kindern und gewährleistet, dass ihre Bezugspersonen für sie emotional verfügbar sind. Bindung bzw. Nähe zur Bindungsperson reduziert Angst und zwar insbesondere in unvertrauten Situationen. Dass sich Kinder bei Belastung an ihre Bindungspersonen wenden, lässt sich nicht nur bei Kleinkindern, sondern auch bei älteren Kindern und selbst bei Jugendlichen beobachten. Allerdings verändern sich ihre Verhaltens- und Ausdrucksweisen, Nähe herzustellen. In Abhängigkeit von ihren zunehmend erweiterten Entwicklungskompetenzen wird Bindung mehr und mehr durch psychologische Nähe, also psychologische Intimität, bestimmt (Marvin & Britner, 2008; s. a. Ziegenhain, 2014).

Dieser Mechanismus der Stressregulation im Beziehungskontext funktioniert nur bei vertrauten Bezugspersonen. Kinder etablieren eine Bindungsbeziehung mit denjenigen Menschen, die sich um sie kümmern und die sie versorgen. Es geht also um enge soziale Beziehungen und nicht um Blutsverwandtschaft, selbst wenn es gewöhnlich die Eltern sind, an die sich die Kinder binden. Es dürfte mit der Stärke dieses Bindungsbedürfnisses zusammenhängen, dass sich auch diejenigen Kinder an ihre Eltern binden, die sie emotional und / oder körperlich misshandeln bzw. die nicht in der Lage sind, sie gegen Gewalt zu schützen.

4. Klinische Implikationen: Angst und Parentifizierung

Im Falle von häuslicher Gewalt versagen Eltern in ihrer biologisch angelegten Aufgabe, ihr Kind regulativ zu unterstützen, ihm emotionale Sicherheit zu geben und es zu schützen. Bindungstheoretisch interpretiert bedeutet dies, dass Kinder und Jugendliche in doppelter Hinsicht belastet bzw. sogar bedroht sind: Meist ist es der Vater, der gewalttätig ist und damit sein Kind emotional und körperlich bedroht. Und häufig kann der andere Elternteil, die Mutter, aufgrund ihrer eigenen Belastetheit ihr Kind nicht oder nur begrenzt vor Demütigungen oder gewalttätigen Ausbrüchen bewahren.

Angst

Damit befinden sich Kinder und Jugendliche in einer emotional ausweglosen Beziehungssituation, und zwar sowohl mit dem Vater als auch mit der Mutter: Sie leiden unter dem emotional oder körperlich misshandelnden Verhalten des Vaters bzw. fürchten sich vor ihm und sind dennoch emotional an ihn gebunden. Und insbesondere junge Kinder sind nicht selten zusätzlich starken Ängsten ausgesetzt, wenn die andere Bindungsperson, die Mutter, sie nicht beschützen kann (s. a. Ziegenhain, 2014, 2015). Tatsächlich erleben Kinder, die im Kontext häuslicher Gewalt aufwachsen, häufig Episoden von Angst bzw. erleben diese gar als chronischen Bestandteil ihrer Beziehungserfahrungen. Sie befinden sich in einem unlösbaren emotionalen Konflikt: Angst aktiviert, biologisch vorprogrammiert, das kindliche Bindungssystem. Das Kind muss daher unweigerlich Nähe und Kontakt zur Bindungsperson suchen. Ist aber die Bindungsperson, bei der das Kind Schutz sucht, gleichzeitig in Personalunion diejenige, die seine Angst verursacht, dann kollabieren seine Verhaltensstrategien und seine Aufmerksamkeit. Sind solche konflikthaftern Erfahrungen nachhaltig und / oder stark ängstigend, beeinträchtigen sie offenbar seine Bewältigungskompetenzen und seine Fähigkeiten, seine Gefühle flexibel zu regulieren. Damit sind sogenannte hochunsicher-desorganisierte Bindung bzw. Bindungsstörungen beschrieben. Insbesondere kleine Kinder zeigen bizarres Konfliktverhalten gegenüber der Bindungsperson. Dies zeigt sich in Verhaltensweisen wie starke Gehemmtheit, körperliches Erstarren über mehrere Sekunden oder Furchtreaktionen („Freezing“; siehe Tabelle). In den neu veröffentlichten und angepassten Klassifikationskriterien für Bindungsstörungen (im sogenannten ICD-11 der WHO) werden solche angstassoziierten Verhaltensweisen erstmals als Symptome traumatisierter Kinder interpretiert. Zudem wird dieser Bezug zu einer traumatischen (Beziehungs-) Vorerfahrung auch dadurch dokumentiert, dass Bindungsstörungen nun unter sogenannten traumaindizierten Störungsbildern („Trauma-and-Stressor-Related Disorders“) gruppiert werden (s. a. Ziegenhain & Fegert, 2020).

Tabelle 1: Indikatoren überangepassten und ängstlichen Verhaltens bei Säuglingen und Kleinkindern (nach Crittenden, 2007)

Verhaltensbereich	Verhaltensausdruck
-------------------	--------------------

Gesichtsausdruck	plötzlicher Beginn und Beendigung von Lächeln / uneindeutiges, angedeutetes Lächeln
	Hände oder Gegenstände vor dem Gesicht, wenn im Blickkontakt mit der Bindungsperson
	ausdruckslos, maskenhaft
	eingefroren, wachsam (vigilant)
	Blickabwendung
Körperhaltung	unbequeme Körperhaltung, steif oder regungslos
	abgehackte, ausfahrende Bewegungen
emotionale Gestimmtheit	hohe Erregung (Arousal) verbunden mit Schweigen
	fröhlich ohne erkennbaren Anlass
	mangelnde Freude, Angeregtheit
Aktivität / Spiel	Tolerieren negativen oder harschen elterlichen Verhaltens ohne beobachtbare Reaktion
	mangelnde Initiative
	verzögerte Verhaltensreaktionen

Parentifizierung

Bei älteren Kindern und Jugendlichen zeigt sich neben ihrer Angst zunehmend auffälliges und unangemessen kontrollierendes Verhalten. Dazu gehören übertrieben fürsorgliches Verhalten gegenüber der Bindungsperson bis hin zur Rollenkonfusion bzw. Parentifizierung (Cassidy &

Marvin, 1992; Crittenden, 2007). Der letztgenannte Mechanismus beschreibt eine „intuitive“ Strategie, die Mutter oder den Vater zu erfreuen bzw. ihr oder ihm gegenüber fürsorglich zu sein. Dabei ist es wichtig zu betonen, dass parentifizierendes Verhalten ein Kontinuum beschreibt. Am unteren Ende dieses Kontinuums dürfte es z. B. schwer sein, liebevolle Zuwendung eines Kindes bzw. seinen Wunsch, der Mutter eine Freude zu machen, von beginnender Parentifizierung zu unterscheiden. Im „mittleren Bereich“ ließe sich etwa Parentifizierung aufgrund äußerer „Notwendigkeiten“ einordnen, wie die Dolmetscherfunktion von Kindern in Migrantenfamilien bei Behörden oder Ärzten. Hierbei ist es durchaus individuell unterschiedlich, inwieweit dabei die Funktion des Übersetzens zunehmend von entwicklungsunangemessener Sorge und Verantwortungsübernahme der Kinder überlagert wird. Am oberen Ende des Kontinuums übernehmen Kinder eine ihrem Entwicklungsstand nicht entsprechende «Erwachsenen»-Rolle: Einkauf von Zigaretten, von Alkohol, die nicht alters- und situationsgerechte Betreuung von Geschwistern, das eigenständige Übernehmen von Schul- und Behördenkontakten. Sie übernehmen es, den Vater zu beruhigen bzw. stellen sich schützend vor die Mutter oder rufen im Notfall die Polizei. Dies geht mit emotionaler Belastung und Überforderung einher.

Diese letztgenannte Ausprägung ist, aktuell und längerfristig, mit hohen Entwicklungsrisiken für die betroffenen Kinder und Jugendlichen verbunden. Häufig geht damit einher, dass Eltern ihre Elternverantwortung nicht oder nur eingeschränkt wahrnehmen können, wie etwa bei psychischen und / oder suchtbedingten Belastungen. Eltern sind dann immer wieder oder sogar chronisch emotional für ihre Kinder nicht erreichbar bzw. nicht „präsent“, weil sie niedergeschlagen, antriebslos oder berauscht sind.

Es lässt sich hier ein psychologischer Prozess annehmen, der einen Entwicklungsgang in parentifizierendes Verhalten begünstigt. Insbesondere dann, wenn die Bindungsperson emotional nicht erreichbar bzw. emotional nicht „präsent“ ist, sind Kinder äußerst beunruhigt und geängstigt. Sie sind bei Belastung, psychobiologisch bedingt, auf (emotionale) Nähe und Kontakt angewiesen. Intuitiv entwickeln sie eine Strategie, die Aufmerksamkeit ihrer Bindungsperson auf sich zu richten: Sie „erfreuen“ und unterhalten sie. Bereits bei Säuglingen kann das ein Lächeln „ohne Grund“ sein, ein biologisches Signalverhalten, auf das auch ein emotional zurückgezogener Elternteil positiv reagiert. Damit können Verstärkerschleifen in Gang gesetzt werden, die sich immer häufiger wiederholen und über die das Kind zunehmend „lernt“, seine Bindungsperson auf sich zu fokussieren und damit einigermaßen mit seiner inneren Erregung zurechtzukommen. Eine solche intuitive Strategie lässt sich lerntheoretisch über operantes Konditionieren erklären, ein Lernmodus, über den bereits Säuglinge und Kleinkinder verfügen (s. a. Crittenden, 1994). Mit zunehmender Entwicklung dürfte sich die Erfahrung beim Kind verstärken bzw. beim Jugendlichen verfestigen, dass sie Nähe mit der Bindungsperson und mehr Aufmerksamkeit von ihr bekommen wenn sie sie umsorgen, ihre

unangemessene Intimität akzeptieren oder Vertraute (-r) für sie sind. Damit, so die klinische Interpretation, können sie ihre Gefühle von Hilflosigkeit besser kontrollieren. Sie können die Bindungsperson beeinflussen bzw. werden von ihr wahrgenommen und „gesehen“ (Macfie, Brumariu & Lyons-Ruth, 2015).

Allerdings hat ein solcher Mechanismus, wenn er sich wie in der beschriebenen Ausprägung ausbildet, hohe „emotionale Kosten“ für die sozial-emotionale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Beginnend im frühen Alter hat der emotionale Austausch bzw. die psychobiologische Regulation eine zentrale Funktion für die emotionale und sozial-kognitive Entwicklung von Kindern. In der alltäglichen Beziehung „spiegeln“ Eltern ihren Kindern Gefühle, Zustände und Bedeutungen und helfen ihnen, diese für sich „einzuordnen“ bzw. überschießende Gefühle zu rahmen und zu regulieren („Brain-to-Brain Communications“; Trevarthen, 1993). Finden solche Dialoge nicht oder nur sehr rudimentär statt, entwickeln Kinder einen nur eingeschränkten Zugang zu ihren eigenen Gefühlen und lernen gleichzeitig, „Gefühle zu zeigen, die sie nicht fühlen“ (s. a. Crittenden, 1994). Im weiteren Entwicklungsgang wird diese „emotionale Vereinsamung“ chronifiziert und verfestigt, sofern keine Veränderungen in der Perspektivenübernahme bzw. im Verhalten von Eltern stattfindet. Mit dem sogenannten „falschen Selbst“ beschrieb bereits Donald Winnicott, ein Zeitgenosse von John Bowlby, mögliche gravierende Folgen für die weitere Persönlichkeitsentwicklung (Winnicott, 2006).

Neben Gefühlen von starker Hilflosigkeit bei „emotionaler Abwesenheit“ von Bindungspersonen, wie sie bei kleinen Kindern mit hochunsicher-desorganisierter Bindung bzw. mit Bindungsstörungen einhergehen, gehört auch Rollenkonfusion bzw. Parentifizierung in den „Symptomkatalog“ von Bindungsstörungen. Im Zusammenhang mit Rollenkonfusion und Parentifizierung wird diskutiert, dass Kinder ihre unzureichenden Beziehungsvorerfahrungen auf andere, folgende Beziehungen „übertragen“ (innere Arbeitsmodelle bzw. mentale Bindungsrepräsentationen). Danach lässt sich die erste Bindungsbeziehung als Schablone für folgende Beziehungen verstehen. In einer frühen Beziehung, die durch Rollenkonfusion bzw. Parentifizierung bestimmt ist, entwickelt das Kind (unbewusste) Repräsentationen über seine Bindungsperson als bedürftig und gleichzeitig über sich selbst als einen Menschen, der nicht liebenswert ist und Fürsorge nicht verdient (Bowlby, 1969; Bretherton, 2008).

Quer zu diesen bindungstheoretischen und vornehmlich dyadisch begründeten Annahmen erweitern systemische Ansätze, wie sie in der Familienpsychologie oder (systemischen) Familientherapie vertreten werden, das Verständnis über mögliche Entwicklungsgänge in Rollenkonfusion bzw. Parentifizierung. Danach sind Familien intime Beziehungssysteme, die in dynamischer Weise aufeinander bezogen sind und in denen sich jeweils Veränderungen im

Erleben und Verhalten eines Familienmitglieds auf das gesamte Familiensystem auswirken (Bertalanffy, 1968). Idealerweise besteht in Familien eine asymmetrische Rollenverteilung zwischen Eltern und ihren Kindern: Eltern unterstützen und strukturieren ihre Kinder (Howes & Cicchetti, 1993). Es werden klare Grenzen zwischen den Generationen für eine gelingende Entwicklung der Kinder vorausgesetzt. Wenn Eltern aber nicht oder nur unzureichend in der Lage sind, ihre Elternrolle wahrzunehmen, kommt es zu „Verschiebungen“ und das Kind übernimmt die „Leerstelle“ im familiären System (Sroufe, 1989). Bei chronischen Partnerschaftskonflikten bis hin zu Partnerschaftsgewalt bezieht das Kind den Konflikt auf sich und versucht, ihn unter hoher emotionaler Belastung und wenig erfolgreich zu „lösen“, etwa indem es sich zurückzieht und / oder indem es interveniert und sich „einmischt“ („Emotional Security Hypothesis“; Davies & Cummings, 1994; Macfie, Brumariu & Lyons-Ruth, 2015). Tatsächlich zeigen sich hier entwicklungsaltersbezogene Verletzlichkeiten. Insbesondere im Vorschulalter haben Kinder die Tendenz, „schwieriges“ Verhalten ihrer Eltern, wie es im Kontext von Partnerschaftsproblemen oder gar -gewalt auftritt (aggressive Ausbrüche, emotional zurückgenommenes Verhalten, etc.) schuldhaft auf sich zu beziehen und zu verarbeiten („Der Papa schreit und schlägt die Haustür hinter sich zu, ich war nicht brav“; „Die Mama weint, ich bin schuld“). Dies geht mit der Entwicklung sogenannter selbstbewertender Emotionen in diesem Alter einher (interpersonale Regulation; Holodynski & Friedlmeier, 2006). Kinder fühlen sich betroffen, wenn sie etwas falsch gemacht haben oder sie schämen sich, wenn sie bei etwas Verbotenem ertappt werden. Hier lassen sich also auch mögliche Ursachen von häufig beobachteten Schuldgefühlen bei Kindern im Kontext von häuslicher Gewalt ableiten. Ältere Kinder fühlen sich etwa schuldig, wenn sie sich „einmischen“ und z. B. Nachbarn zu Hilfe rufen, um die Mutter zu schützen, wohl wissend, dass sie damit den Vater „enttäuschen“ und gegebenenfalls dessen Ärger und Wut auf sich ziehen. Ebenso lassen sich starke Loyalitätskonflikte erklären, wie sie häufig beobachtet werden. Kinder sind emotional an beide Eltern gebunden. Feindseligkeiten oder gar offene Aggressionen zwischen den Eltern sind für sie mit schwer bzw. nicht zu bewältigenden und widerstreitenden Gefühlen verbunden. Sie fühlen sich für den einen Elternteil verantwortlich (Parentifizierung) und / oder „identifizieren“ sich mit dem anderen Elternteil, der sich gewaltsam durchsetzt und aggressiv behauptet (Weber-Hornig & Kohaupt, 2003). Auch für Identifikation, meist mit dem Vater und meist bei Jungen beobachtbar, lassen sich psychologische Mechanismen wie „Lernen am Modell“ zur Erklärung anführen.

5. Fazit

Abschließend sei noch betont, dass die oben beschriebenen Mechanismen sich nicht nur entwicklungspsychologisch bzw. ausschließlich aus der Perspektive des Kindes erklären lassen. Vielmehr gibt es klinisch plausible Hinweise dafür, dass Eltern aktiv Fürsorgeverhalten bzw. ein Überschreiten der Generationengrenze „intuitiv“ initiieren. Psychisch belastete Eltern und Eltern mit eigenen traumatischen Vorerfahrungen haben insbesondere unter Stress Schwierigkeiten, ihre eigenen Bedürfnisse denen ihres Kindes unterzuordnen. Hinzu kommt, dass bei Menschen mit traumatischen Folgeproblemen die subjektiv empfundene Schwelle von Belastung im Vergleich mit nicht belasteten Menschen niedrig ist. Sind sie Eltern, geben sie ihre Elternrolle in Phasen von empfundenen Überforderungen ab und „tragen ihrem Kind an“, sie zu trösten oder ihnen zu helfen bzw. sich mit ihnen gegen den anderen Elternteil zu verbünden, weihen das Kind in die Details ihrer Partnerschaftskonflikte ein oder zeigen ihm gegenüber sexualisiertes Verhalten (s. a. Ziegenhain, 2014).

Tatsächlich belegten die bisher wenigen Befunde im Kontext von Partnerschaftskonflikten eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass ein Elternteil oder beide Eltern Rollenkonfusion zeigten und ihre Kinder häufiger emotionale Nähe zu ihnen suchten und sie unterstützen (Macfie, Brumariu & Lyons-Ruth, 2015). Entwicklungspsychologisch betrachtet fatal ist, dass Eltern gerade dann ihre schützende Rolle nicht ausüben können, wenn ihre Kinder besonders auf Unterstützung und Schutz angewiesen sind.

6. Literaturverzeichnis

- Adshead, Gwen, Falkov, Adrian & Goepfert, Michael (2004). Personality disorder in parents: Developmental perspectives and intervention. In Michael Goepfert, Jeni Webster & Mary V. Seeman (Hrsg.), *Parental psychiatric disorder* (Zweite Ausgabe, S. 217-240). Cambridge: Cambridge University Press.
- Bretherton, Inge & Munholland, Kristine A. (2008). Internal working models in attachment relationships: Elaboration of a central construct in attachment theory. In Jude Cassidy & Phillip R. Shaver (Hrsg.), *Handbook of attachment* (2nd edition): Theory, research, and clinical applications (S. 102-127). New York: Guilford.
- Bertalanffy, Ludwig von (1968). *General systems theory: Foundations, development, application*. New York: Braziller.
- Cassidy, Judy & Marvin, Robert S. (1992). Attachment organization in preschool children: Coding guidelines. Unpublished manuscript. MacArthur Working Group on Attachment, Seattle, WA.
- Crittenden, Patricia M. (2007). CARE-Index Coding Manual. Unpublished manuscript. Miami, FL: Family Relations Institute.
- Davies, Patrick T. & Cummings, E. Mark (1994). Marital conflict and child adjustment: An emotional security hypothesis. *Psychological Bulletin*, 116, 387–411.
- DeKlyen, Michelle & Greenberg, Mark T. (2016). Attachment and psychopathology in childhood. In Judy Cassidy & Phillip R. Shaver (Hrsg.), *Handbook of attachment* (3rd edition): Theory, research, and clinical applications (S. 639-666). New York, NY, US: The Guilford Press.
- Guttman-Steinmetz, Sarit & Crowell, Judith A. (2006). Attachment and externalizing disorders: A developmental psychopathology perspective. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 45, 440-450. <https://doi.org/10.1097/01.chi.0000196422.42599.63>
- Holden, George W. (2003). Children exposed to domestic violence and child abuse: Terminology and taxonomy. *Clinical Child and Family Psychological Review*, 6, 151-160. <https://doi.org/10.1023/A:1024906315255>
- Holmes, Megan R. (2013). The sleeper effect of intimate partner violence exposure: Long-term consequences on young children's aggressive behavior. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 54, 986–995. <https://doi.org/10.1111/jcpp.12071>

- Holt, Stephanie, Buckley, Helen & Whelan, Sadhbh (2008). The impact of exposure to domestic violence. On children and young people: A review of the literature. *Child Abuse and Neglect*, 32, 797-810. <https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2008.02.004>
- Howes, P.W. & Cicchetti, Dante (1993). A family/relational perspective on maltreating families: Parallel processes across systems and social policy implications. In Dante Cicchetti & Sheree L. Toth (Hrsg.), *Child abuse child development, and social policy* (S. 249-300). Norwood: Ablex.
- Howes, P.W. & Cicchetti, Dante (1993). A family/relational perspective on maltreating families: Parallel processes across systems and social policy implications. In Dante Cicchetti & Sheree L. Toth (Hrsg.), *Child abuse child development, and social policy* (S. 249-300). Norwood: Ablex.
- Holodynski, Manfred & Friedlmeier, Wolfgang (2006). *Emotionen. Entwicklung und Regulation*. Heidelberg: Springer.
- Kindler, Heinz (2013). Partnergewalt und Beeinträchtigungen kindlicher Entwicklung: Ein aktualisierter Forschungsüberblick. In Barbara Kavemann & Ulrike Kreyssig (Hrsg.), *Handbuch Kinder und häusliche Gewalt* (S. 27-46). Wiesbaden: Springer VS.
- Leeb, Rebecca T., Paulozzi, Leonhard, Melanson, Cindi, Simon, Thomas & Arias, Ileana (2008). Child maltreatment surveillance: Uniform definitions for public health and recommended data elements. https://www.cdc.gov/violenceprevention/pdf/cm_surveillance-a.pdf , abgerufen am 23.06.2020.
- Levendowsky, Alythia A., Huth-Bocks, Alissa C., Shapiro, Deborah L. & Semel, Michael A. (2003). The impact of domestic violence on the maternal-child relationship and preschool-age children's functioning. *Journal of Family Psychology*, 17, 275-287. <https://psycnet.apa.org/doi/10.1037/0893-3200.17.3.275>
- Madigan, Sheri, Bakermans-Kranenburg, Marian J., Van Ijzendoorn, Marinus H., Moran, Greg, Pederson, David R. & Benoit, Diane (2006). Unresolved states of mind, anomalous parental behavior, and disorganized attachment: A review and meta-analysis of a transmission gap. *Attachment & Human Development*, 8, 89-111. <https://doi.org/10.1080/14616730600774458>
- Macfie, Jenny , Brumariu, Laura & Lyons-Ruth, Karlen (2015). Parent-child role-confusion: A critical review of an emerging concept. *Developmental Review*, 36, 34-57. <https://doi.org/10.1016/j.dr.2015.01.002>

- Marvin, Robert S. & Britner, Preston A. (2008). Normative development: The ontogeny of attachment. In Judy Cassidy & Phillip R. Shaver (Hrsg.). *Handbook of attachment* (2nd edition): Theory, research, and clinical applications (S. 269-294). New York: Guilford.
- Mullender, Audrey, Hague, Jill, Iman, Umme, Kelly, Liz, Malos, Ellen & Regan, Linda (2002). *Children's perspective on domestic violence*. London: Sage.
- Sroufe, L. Alan (1989). Relationships and relationship disturbances. In Arnold J. Sameroff & Robert N. Emde (Hrsg.), *Relationship disturbances in early childhood: A developmental approach* (S. 97–125). New York: Basic Books.
- Trevarthen, Colwyn (1993). The functions of emotions in early infant communication and development. In Jacqueline Nadel & Luigia Camioni (Hrsg.), *New perspectives in early communication development* (S. 48-81). London: Routledge.
- Ullman, Sarah E. (2003). A critical review of field studies on the link of alcohol and adult sexual assault in women. *Aggression and Violent Behaviour*, 8, 471-486.
[https://doi.org/10.1016/S1359-1789\(03\)00032-6](https://doi.org/10.1016/S1359-1789(03)00032-6)
- Winnicott, Donald (2006). *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Weber-Hornig, Monika & Kohaupt, Georg (2003). Partnerschaftsgewalt in der Familie. Das Drama des Kindes und Folgerungen für die Hilfe. *Familie, Partnerschaft, Recht*, 6, 315 – 320.
- Ziegenhain, Ute (2008). Entwicklungs- und Erziehungsberatung für die frühe Kindheit. In Franz Petermann & Wolfgang Schneider (Hrsg.), *Angewandte Entwicklungspsychologie* (Bd. 7). *Enzyklopädie der Psychologie* (S. 163-204). Göttingen: Hogrefe.
- Ziegenhain, Ute (2014). Risikoeinschätzung bei Kindeswohlgefährdung. In *Deutscher Familiengerichtstag* (Hrsg.), *Brühler Schriften zum Familienrecht* (Bd. 18, S. 81-116). Bielefeld: Giesecking.
- Ziegenhain, Ute & Fegert, Jörg M. (2020). Frühkindliche Bindungsstörungen. In Jörg M. Fegert, Christian Eggers & Franz Resch (Hrsg.), *Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters* (2. Auflage, S. 937-947). Heidelberg: Springer.